Samstag den 8. Oktober 1898. 2. Blatt. Nr. 231. Dritter Jahrgang.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Abonnementspreis nebst den Gratisbeilagen „Sonntagsfreude" und „Sterne und Blumen" durch die Boten zugestellt nur 50 Pfg. pro Monat, durch die Post bezogen nur 1,20 pro Quartal.

Wittener Volks-Zeitung

Preis für die 1spaltige Petitzeile 10 Pfg. Bei größeren Aufträgen entsprechender Rabatt. Größere Anzeigen können nur bis spätestens abends 5 Uhr angenommen werden, ganz dringende Inserate bis morgens 8 Uhr. Geschäftsstelle: Witten, Hauptstraße 79.

Verantwortlich für den ganzen Inhalt: H. Bringewald, Witten. Telephon-Anschluß 130. Centrums-Organ für das Ruhrthal. Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Witten. Druck und Verlag von H. Bringewald, Witten.

P. P.

Unterzeichnete beehrt sich, Ihnen hierdurch ergebenst mitzutheilen, dass ich Ende dieses Monats in meinem auf der Stein- und Gerberstrassen-Ecke errichteten Neubau ein Kaufhaus im grossen Stil, allen Wünschen und Anforderungen der Neuzeit entsprechend, eröffnen werde.

In meinem Geschäfte vereinige ich die Abtheilungen: Uhren, Gold- Luxus- und Lederwaaren, Musikinstrumente, Nähmaschinen, Koffer, Körbe u. Kinderwagen, Manufacturwaaren, Herren- u. Knaben-Confection, Möbel, Bilder, Spiegel, sowie complette Wohnungseinrichtungen zu einem Betriebe. Durch gemeinschaftlichen Einkauf mit den verwandten Firmen in Essen, Bochum und Dortmund ist es mir ermöglicht, die Erzeugnisse erster Fabriken des In- u. Auslandes unter Vermeidung jeden Zwischenhandels stets aus erster Hand zu beziehen, oder für mich anfertigen zu lassen. Es wird mein Bestreben sein, nur gute und solide Qualitäten zu führen und werde ich keine sogenannte Bazarwaare oder Schleuderartikel zum Verkauf bringen.

Eine genaue Aufzählung sämmtlicher von mir geführten Gegenstände lasse ich abwechselnd im Inseratentheile dieses Blattes erscheinen. Die Preise aller zum Kauf angebotenen Waaren sind streng fest und ist jedes Handeln ausgeschlossen. Den Eröffnungstag werde ich durch Annoncen in dieser Zeitung näher bekannt geben und bitte, indem ich eine aufmerksame und zuvorkommende Bedienung zusichere, das verehrte Publikum von Witten und Umgegend um geneigten Besuch.

Hochachtend!

Wwe. Joh. Wilh. Wolff.

Emil Dordan

Bandagist

u. Verfertiger orthopädischer Apparate

Ruhrstr. 15. **Witten,** Ruhrstr. 15.

empfiehlt

chirurgische Instrumente, künstliche Glieder, Geradehalter, Bein- und Fußmaschinen, Lagerungs- u. Streck-Apparate, Bruchbänder, Bandagen jeder Art, sämmtliche Artikel zur Kinder- und Krankenpflege.

Auf Wunsch komme ich zum Maaßnehmen und zur Anprobe in das Haus.

Bettfedern!!

gereinigt und gewaschen von 40, 60, 80, 1,00, 1,50, 2,00, 2,50, 3,00, 3,50 und höher per Pfd.

Daunen

von 2½ bis 9 Mk. per Pfd.

Fertige Betten

Prima Atlasparchend und Daunencöper.

Mein Verkauf in Federn und Bettwaaren ist in Folge meines langjährigen Renommées in diesen Artikeln von Jahr zu Jahr bedeutend gestiegen, besonders hat sich meine Kundschaft überzeugt, dass ich allen auswärtigen Bettfedern- und Versandtgeschäften erfolgreich die Spitze geboten habe. Es wird daher Niemand mehr einfallen, von Auswärts zu beziehen, was er bei mir besser u. billiger haben kann.

Beste Bettstellen und Matratzen.

Georg Blank am Markt.

Shlipse, Wäsche und Hosenträger.



Regenschirme u. Glcee-Handschuhe.

Grösste Auswahl in **Hüten u. Mützen.**

Joh. Peters, **Bahnhofstr. 11.**

Reparaturen billigst.

Actien-Gesellschaft Elektricitätswerke

(vorm. O. L. Kummer & Co.)

Dresden und Niedersedlitz.

Elektrische Beleuchtungs-Centralen und Kraftübertragungen.

Elektrische Strassen- und Vollbahnen.

Für die Hausfrauen! Ein kleiner Zusatz genügt, **um sofort eine vorzügliche Suppe zu machen.** Zu haben in Originalfläschchen von 35 Pfg. an bei

MAGGI Fr. Wirth, Hauptstr. 10.

Wittener Corsett- u. Bandagen-Fabrik

R. Lüdecke, Poststrasse 4.

Fortführung der Socialreform.

Staatssecretär Graf Posadowsky hat sich bekanntlich in der letzten Reichstagssession in einer Weise über die Fortführung der Socialreform ausgesprochen, daß es der Ankündigung eines Stillstandes in der Reform sehr ähnlich sah. Er hat selbstverständlich nicht zugeben wollen, daß er an den Stillstand denke. Auch die Conservativen denen alle Socialreform längst ein Greuel ist und die nur noch auf Einschränkung der Bewegungsfreiheit der Arbeiter sinnen, wollen officiell immer noch Anhänger der Reform sein. Heute erörtert nun die „Nordd. Allg. Ztg." in Anlehnung an das amtliche „Dresdener Journal" diese Frage. Dabei thut sie, als sei an einen Stillstand gar nicht zu denken, kommt aber doch auf die Empfehlung des „Immer langsam voran!" hinaus. Einige Jahre hindurch sei die Gesetzgebung nahezu vollständig von Arbeiterwohlfahrtsfragen beherrscht worden; es könne aber nicht unaufhaltsam in demselben Tempo weiter gearbeitet werden. Die Gesetzgebung, die sich als enorm darstelle, müsse eine Pause zum Einleben und zur Sammlung von Erfahrungen haben. Es ist richtig, daß es nicht unausgesetzt in dem zeitweilig eingeschlagenen Tempo weitergehen konnte und in manchen Dingen zunächst Erfahrungen gesammelt werden müssen. Wenn über den Stillstand in der Socialreform geklagt wurde, so war es aber wesentlich deshalb, weil man mit kaum begonnenen Reformen Halt machte, weil Interessenten Lärm erhoben, und man die Maßnahmen, insbesondere auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes nicht ergriff, die bei Erlaß des Gesetzes als selbstverständlich erwartet wurden, und weil man ferner nichts that, um die gemachten Erfahrungen zu verwerthen, ja auch nur die Erfahrungen zu sammeln.

In der kommenden Legislaturperiode wird nun, sagt die „Nordd. Allg. Ztg.", anscheinend die Socialpolitik wieder mehr in der Vordergrund treten, aber es dürfte sich nicht sowohl um eine Lösung neuer Probleme, als um behutsames planmäßiges Fortschreiten auf der bisherigen Bahn handeln. Nach dem „Dresd. Journal" zählt sie sodann „einige Punkte des socialpolitischen Programms des kommenden Reichstages" auf. Da sind vor allem die Novellen zur Unfallversicherung und zum Alters- und Invalidenversicherungsgesetze. Ersteres soll unter Berücksichtigung der Commissionsarbeiten von 1897 wieder eingebracht werden. Die Invaliditätsversicherungs-Novelle soll in einer Gestalt erneuert werden, die auf die bisher gemachten Erfahrungen besser Rücksicht nimmt". Während auch die beiden Novellen mancherlei Verbesserungen zu Gunsten der Arbeiter enthalten, so waren doch auch mancherlei Verschlechterungen geplant und nicht am wenigsten hatte man dabei die Interessen der Unternehmer im Auge. Indessen mögen sie immerhin als socialpolitischer Fortschritt gelten, mit ihnen ist aber auch erschöpft, was das officiöse Organ an geplanten socialen Reformen aufzuzählen weiß.

Freilich kommt dahinter noch die Strikevorlage, die als „wichtige sociale Aufgabe für den Reichstag" empfohlen wird. Bisher haben wir uns aber noch nicht davon überzeugen können, daß darin auch nur die Spur von Socialreform zu finden sein werde. Gepiß ist der Schutz der „gutgesinnten Arbeiter" eine sociale Aufgabe. Wie heute der der Wind weht, muß man aber befürchten, daß dieser Schutz mit einem der wichtigsten Rechte der Arbeiter erkauft werden soll. Eine „schrankenlose Coalationsfreiheit" würde, sagt das „Dresd. Journal" den Frieden zwischen Arbeitgeber und Arbeiter immer mehr hinausschieben und nur der social-revolutionären Bewegung nützen. Es kommt darauf an, was man unter „schrankenloser Coalitionsfreiheit" versteht. Bisher haben die Arbeiter eine solche noch lange nicht; wenn man nun da noch auf Beschränkung ausgeht, so steht nicht viel Gutes zu erwarten, besonders wo die Ankündigung von Sachsen ausgeht. Dort leistet man doch wahrlich in nahezu willkürlicher Beschränkung der Freiheiten und Rechte der Arbeiter das Menschenmögliche; der Erfolg ist aber nicht gerade aufmunternd.

Fast wie Hohn klingt es, wenn das Dresdener Blatt zu dem socialpolitischen Programm des Reichstags dann auch die aus der Mitte der Parteien zu erwartenden Anträge rechnet. Die Regierung kümmert sich ja herzlich wenig um diese Anträge. Das Centrum hat Jahr für Jahr die verschiedensten Anträge zur Fortführung des Arbeiterschutzes gestellt, die sehr wohl schon möglich gewesen wäre. Aber was hat es damit erreicht! Es ist offenbar, daß hier Stillstand herrschen soll; Enqueten, Erhebungen u. s. w., die man noch anstellt, scheinen mehr da zu sein, um Reformen zu verschleppen, als zu fördern. Vielmals hat das Centrum die gesetzliche Anerkennung der Berufsvereine verlangt, in der wir ein ganz wesentliches Mittel zur Herbeiführung des socialen Friedens sehen. Das „Dresd. Journ." nennt den Antrag einen „demokratischen" und höhnt, es bleibe fraglich, ob er die Gegenliebe des Bundesrathes finden werde. Bei dem gegenwärtig in der Regierung herrschenden Eifer für die „Fortführung" der Socialreform müssen wir es leider ebenfalls bezweifeln.

„Als ein Vorgehen von großer socialpolitischer Bedeutung" begrüßt das Blatt schließlich, wenn, wie conservativerseits verlaute, die Anregung gegeben werden sollte, „die Arbeiterschaft von dem üblen Einflusse der Schenkwirthschoften möglichst zu befreien". Des Weitern wäre zu wünschen, daß die Bemühungen, ein Gesetz zum Schutze der heranwachsenden Jugend gegen Verwahrlosung und Unsittlichkeit zu Stande zu bringen, von Erfolg begleitet wäre." Beides wünschen wir auch; wenn aber die Anregung dazu von den Conservativen ausgeht, so befürchten wir, daß weniger eine socialreformatorische Absicht als ganz etwas anderes dahinter steckt und das Werk dementsprechend ausfallen würde. In der Zeit, wo die „Scharfmacher" die Socialpolitik dirigiren, ist trotz aller schönen Redensarten auf ernsthafte sociale Reformen nicht zu rechnen.

Politische Tagesübersicht.

In Magdeburg wird auf der General-Versammlung des **Evangelischen Bundes** weiter gehetzt. Am Dienstag Nachmittag versammelten sich die Theilnehmer im neuen Rathhaussaale, um die Begrüßung der Stadt Magdeburg und ihrer Geistlichkeit entgegenzunehmen. Der Zweite Bürgermeister, Fischer, sagte u. A.: In unserer Stadt herrscht heute Freude und Begeisterung. Es tagt in unseren Mauern der Evangelische Bund, die furchtlose und verehrungswürdige Gemeinschaft, die es sich zur Aufgabe gestellt hat, die deutsche evangelische Kirche zu sammeln und ihre Mitglieder zu vereinigen zu einem Kampfe gegen jene dunkele Macht, die gegenwärtig wieder, Gott sei es geklagt, im deutschen Vaterlande die Parteien beherrscht und die Gesetze dictirt. Mehr als ein Jahrhundert lang haben die Magdeburger in Glaubenskämpfen gestanden, allein gestanden gegen Kaiser und Reich, als unseres Herrgotts Kanzlei, und sie haben für ihr evangelisches Bekenntniß zu leiden und zu sterben gewußt. Ich war im vorigen Sommer auf dem Burgberge bei Harzburg. Als ich dort an der Canossasäule stand, mußte ich mit Trauer bekennen, daß solche Säule heute nicht mehr errichtet werden würde. Die Maigesetze unseres großen Kanzlers sind zum großen Theile zerstoben und der kleine Rest, der noch übrig geblieben ist, kann stürzen über Nacht. Darum wollen wir die Hand fester an die Waffen legen. Das gilt nicht nur für Sie, sondern für das gesammte evangelische Volk. (Lebhafter Beifall.) Superintendent Trümpelmann (Magdeburg) begrüßte die Theilnehmer Namens der Magdeburger Geistlichkeit. Die Gesammtlage der Dinge ist heute in vielen Stücken ähnlich jener, wie sie vor dem dreißigjährigen Kriege in Deutschland war. Auch heute sehen wir dieses Vorrücken Roms auf der ganzen Linie, das, wie es scheint, unaufhaltsam ist. Die Klöster rücken überall vor und die Ordensleute ziehen von Ort zu Ort. Und dabei herrscht leider eine tiefe Zerfahrenheit bei den Evangelischen und ein Mangel an politischem Interesse, der sehr zu beklagen ist. Da erhebt sich denn der Evangelische Bund wie ein neuer Gustav Adolph, nicht mit dem Schwert in der Hand, sondern mit dem Schwert auf den Lippen. Im Auftrage des Bundesvorstandes dankte Prof. Witte (Schulpforta) für die Begrüßungen. Es seien die glorreichsten Zeiten Magdeburgs gewesen, als in der Reformation Commune und Geistlichkeit Hand in Hand gearbeitet hätten, um ihren Bürgern den Geist und die Lehre Luthers zu erhalten. Wie damals, so stehe heute wieder Stadt und Geistlichkeit zusammen, um die Kämpfer gegen den alten Erbfeind zu begrüßen. — In der zweiten öffentlichen Versammlung des Bundes wurde das Paradepferd des Evangelischen Bundes, der Exjesuit Graf Hoensbroech vorgeritten. Er grüßte Namens der Presse des Evangelischen Bundes und drückte den Wunsch nach einer Ausdehnung und Vermehrung der bundesfreundlichen Presse aus. Man müsse durch die Presse Macht und Einfluß zu gewinnen suchen, um den höhern Gewalten sagen zu können: no popery! (Kein Papstthum.) (Stürmischer Beifall.) „Wir müssen dagegen protestiren, daß der im Auslande wohnende Papst Einfluß auf unsere innerpolitischen Angelegenheiten hat." — Darauf kam der Prediger Herdieckerhof aus Mülheim am Rhein und sprach „über die Stellung der ultramontanen Presse zu Kaiser und Reich." Diese Presse sei eine der eigenartigsten Erscheinungen der Gegenwart. In kluger Weise halte man von den Katholikentagen Angriffe gegen die Andersgläubigen fern, um sich desto schärfer nachher in der Presse auszulassen. Dadurch sei man in der Lage, ein Mal zu sagen, wie friedlich und freundlich man sei, und zum andern auf den Evangelischen Bund zu schelten, weil er nicht desgleichen thue. So sei es gekommen, daß heute auch evangelische Leute ausriefen: Weshalb kann der Evangelische Bundestag nicht eben so ruhig tagen wie der Katholikentag? (Heiterkeit.) Demgegenüber sei zu bemerken, daß der Evangelische Bund nicht dieselben Kniffe habe und anwenden wolle, wie die Centrumsstreber und die gerissenen Coulissenschieber der ultramontanen Presse, die ihre Ansichten und ihre Stellung zu Kaiser und Reich ganz nach Belieben ändern und drehen könnten. Die deutschen Protestanten könnten nicht anders, als offen und ehrlich ihre Meinung sagen, ohne Beschönigungen, aber ohne Haß. (Beifall.) — Es kam dann noch der Prediger Müller aus Groppendorf, der über die deutsche Colonisation und die römische Propaganda sprach. Er wandte sich gegen die Ueberhandnahme der katholischen Missionen in den deutschen Colonien und forderte zur Unterstützung der protestantischen Mission auf. — Immer dieselbe Geschichte! Die Ohnmacht, die eigene verzweifelte Lage zu bessern, wird verschleiert durch die heftigsten Schimpfreden auf die Katholiken, wobei man dann noch, wie Herr Herdieckerhof, das beschämende Geständniß von sich geben muß, daß die Katholikenversammlungen Heimstätten des confessionellen Friedens sind.

Der **socialdemokratische Parteitag** hat auch den ganzen Dienstag noch zu der Debatte über die „Parteitactik" gebraucht. Bemerkenswerth war da vor Allem der Eingriff v. Vollmars in die Debatte. Seine Ausführungen lassen besonders deutlich erkennen, wie stark die Partei in dem letzten Jahre gemausert hat. Er sprach offen aus: „Es könnte der deutschen Solialdemokratie nichts Unglückseligeres passiren, als wenn wir jetzt genöthigt wären, die politische Macht zu übernehmen." Man könne nicht über die Köpfe der Entwickelung hinweggehen und losschlagen; die die ganze Agitation, die man treibe, müsse mit einer Nothwendigkeit vor sich gehen, weil sie die ökonomischen Verhältnisse ganz von selbst darauf hinarbeiteten; man könne nicht willkürlich etwas für die Entwickelung thun und diese willkürlich beeinflussen. Von der gefeierten Pariser Commune meinte Vollmar, die französischen Arbeiter würden der Sache des Proletariats besser gedient haben, wenn sie statt die Commune zu machen, geschlafen hätten. Heine, Schmidt, Bernstein und die Andern, die für das „Endziel" nicht schwärmen, aber practisch thätig sein, die Arbeiterklasse heben und die schrittweise Erweiterung der gesellschaftlichen Controle herbeiführen wollten, hätten sich viel mehr verdient gemacht um die Partei, als solche, die die alten Clichés fort und fort aufs Neue vorwiesen. Wie weit ab liegt das alles von der „Kladderadasch"-Theorie Bebels und den Ansichten Konisky, die sich noch immer auf das Dogma von der Proletarisirung der Massen stützen und mit einer „Katastrophe" rechnen, oder früheren Ausführungen Liebknechts, wonach binnen 24 Stunden die Umwandlung der jetzigen Gesellschaftsordnung in die socialistische vor sich gehen könnte. Und die Rede Vollmars wurde nach dem „Vorwärts" mit „stürmischem Beifall und Händeklatschen" aufgenommen! Bezeichnend ist, daß die beiden auf dem Parteitag anwesenden Frauen, Frau Zetkin und Frau Luxemburg ganz auf der „radikalen" Seite standen. Aber wie wurden sie auch von verschiedenen „Genossen" mit ihren Phrasen abgeführt. Besonders Auer höhnte über sie als die Vertreterinnen des Geschlechts, das angeblich das „unterdrückte ist", so unbarmherzig, daß damit die Stellung der Partei zur Frauenfrage absolut nicht in Einklang zu bringen ist. Und das alles wurde mit „großer" und „stürmischer Heiterkeit" aufgenommen! Theorie und Praxis decken sich auch hier sehr wenig.

Es stellt sich immer mehr heraus, daß das so viel Aufsehen erregende Werk von Moritz Busch über Bismarck, das Busch in London und Paris zugleich (unter dem Titel: „Geheime Blätter aus Bismarcks Geschichte") herausgegeben, im Wesentlichen eine ausführlichere Darstellung des 1878 in zwei Bänden in Leipzig erschienenen Werkes desselben Verfassers: „Graf Bismarck und seine Leute" ist. In Letzterem waren schon damals sehr auffällig die überaus häufig vorkommenden drei Gedankenstriche (— — —), die sich mitten im Texte fanden. Man merkte daraus, daß der jetzt für „schwerhörig" erklärte Busch an diesen Stellen etwas sagen wollte, was er theils in Rücksicht auf Bismarck, theils wegen anderer noch lebender Persönlichkeiten unterdrücken mußte. In dem neuen Werke sind nun die — — — vielfach ergänzt, u. A. finden wir die Ausfüllung einer Lücke bei einer interessanten Stelle, die über Papst Pius IX. handelte. Busch erzählt in seinem erstererschienenen Werke I 337 ein Gespräch, welches Bismarck unmittelbar nach der Einnahme Roms durch die Piemontesen im September 1870 mit seinen Tischgenossen führte. Man erwog die Möglichkeit, daß der Papst aus Rom werde flüchten müssen, und Bismarck meinte, daß derselbe dann nur in Belgien oder Norddeutschland, in Köln oder Fulda, seinen Aufenthalt nehmen könne. „Das wäre für uns sehr nützlich," fügte der Kanzler hinzu, „Mallinckrodt träte auf die Seite der Regierung." Hierauf folgen bei Busch auf der angegebenen Seite wieder drei Gedankenstriche. In seinem neuesten Werke sind dieselben verschwunden und finden sich statt ihrer folgende Sätze: „Aber der König (Wilhelm I.) wird nicht einwilligen. Er denkt, ganz Preußen würde verführt und er selbst wäre gezwungen, katholisch zu werden. Aber wenn mir nur der Papst treu bleibt, werde ich schon sehen, wie ich Se. Majestät herumkriege." Wenn wir von der Geschmacklosigkeit absehen, mit welcher der angeblich „deutsch" und „national" gesinnte Busch dem Auslande mittheilt, wie ein Theil der Bismarck'schen Staatskunst in dem „Herumkriegen" des greisen Kaisers bestand, so geht doch aus dieser Stelle hervor, daß der Altreichskanzler, so sehr er auch als der Haupturheber und Hauptbeförderer des „Culturkampfes" betrachtet werden muß, doch nicht von dem blinden Fanatismus sich leiten ließ, von welchem die Mehrzahl seiner bunt zusammengewürfelten Bundesgenossen aus dem Lager der Nationalliberalen, der Freimaurer und der protestantischen Orthodoxie beherrscht wurde. Schon 1870 war also Bismarck in seiner Kirchenpolitik ein Nützlichkeitspolitiker, der sich durch religiöse, d. h. durch protestantisch-confessionelle Schwärmerei wenigstens nicht zu bewußten Thorheiten hinreißen ließ. Die Fehler, welche er im „Culturkampfe" gemacht, hatte er nie nur mit dem Staatsinteresse für vereinbar, sondern geradezu für förderlich erachtet. Daher kam es auch, daß er, als er einsah, daß er durch seine berüchtigte Papstwahldepesche von 1872, sowie durch die Verfolgung der Kirche in Preußen Papstthum und Katholicismus nicht vernichten könne, zuletzt selbst dem Papste Pius IX. gegenüber wieder eine entgegenkommende Haltung einnahm, obgleich ihn der Papst in einer seiner Allocutionen als einen „neuen Attila" — wegen der Verwüstungen, die der „Culturkampf" schon nach drei Jahren angerichtet — bezeichnet hatte.

Markt- und Börsen-Nachrichten.

* **Berliner Coursbericht** vom 6. Oct

Reichsanleihe 3½%	101,75	Dortmunder Brauerei	— —
3%	93,40	Dortm. Bergbauverein	— —
Preuß. Consols 3½%	101,75	Essener Creditbank	142,75
3%	94,40	Reichsbank	162,50
Berg.-Märk. Bank	161,20	Bochumer Gußstahl	222,00
Dortm. Bankverein	128,10	Westfäl. Stahlwerke	214,00
Consolidation	293,75	Gelsenkirchener Bergw.	188,75
Dannenbaum	104,00	Harpener	174,40

* **Neuß**, 6. Oct. Fruchtpreise.

	5.	6.		5.	6.
Weizen, kleiner	17,10	17,10	Raps 1. S. 100 Ko.	22,5	22,50
do. 1. S., engl.	16,60	16,60	„ 2. S. „ „	19.	19, -
do. 2. S., engl.	15,60	15,60	Rübsen 1. S. „ „	21.	21, -
Roggen, 1. Sorte	13,60	13,60	„ 2. S. „ „	18.	18 -
„ 2. Sorte	12,60	12,60	Kartoffeln 50 „	— —	— -
Hafer, 1. Sorte	15,60	15,60	Maschinenstr. 500 „	16 —	16 -
„ 2 Sorte	14,60	14,60	Flegeldrusch „ „	18 —	18 -
Neuer Hafer	12,50	12,50	Kleien 50 „	4 80	4,80
(Alles 100 Ko.)					

Heu Mk. 2,00—3,00 die 50 Ko.

Rüböl in Posten von 100 Ctr. . . . . Mk. 50,—
Rüböl faßweise, 100 Ko. ohne Faß . . . . . „ 51,50

[13

Die Insel-Nixe.

Roman von E. Heinrichs.

„Um welche Uhr?" Herr Justizrath.

„Um vier Uhr, wenn es Ihnen paßt."

Walter sagte bestimmt zu und entfernte sich dann rasch, um den Freund aufzusuchen, den er im „Europäischen Hotel" mit einem jungen Engländer vor einem reichbesetzten Tische antraf.

„Hurrah, da bist Du ja, alter Sohn!" rief Leo Brinken ihm fröhlich entgegen. „Komm' her, erst die Vorstellung, dann setze Dich zu uns. Dies also," wandte er sich mit einer komisch-feierlichen Miene an den Engländer, „ist mein Oreft, mein zweites Ich, Herr Dr. med. Walter Siegfried, von dem ich Ihnen schon ein Liedchen vorgesungen, und dies hier mein Kunstgenosse, Sir Edward Ashton, ein Sohn Großbritanniens. — So, nun setz' Dich her, old boy, ich bringe Dir diesen Römer vaterländischen Gewächses, herrlichen Aßmannshäuser, — auf das Wohl und Gedeihen der Insel-Nixe!"

„Mit Ihrer Erlaubniß, Sir Ashton!" sprach Walter, sich an dem Tisch niederlassend, und das Glas ergreifend, das der Engländer ihm mit einem befriedigten Lächeln gefüllt hatte. Kräftig mit dem Freunde anstoßend, wiederholte er ernst und feierlich: „Auf ihr Wohl und Gedeihen! — Möge Gott diesen Trinkspruch segnen!"

„Ich erfuhr von Deinem Vater, daß ich Dich hier treffen könne," sagte er dann, dem reichen Mahle zusprechend, „und komme, um Dir mitzutheilen, daß ich übermorgen früh mit dem Postdampfer nach London abreise."

„Hast Du schon ein Passage-Billet?"

„Nein —"

„Dann wirst Du überhaupt noch schwerlich eins bekommen," erwiderte Brinken. „Sieh, Freund, das ist ein Wink des Himmels, da ich ebenfalls übermorgen mit Sir Ashton nach Brüssel abreise, um für einen reichen Lord eine Anzahl Kunstwerke — Skulpturen ꝛc. — die dort versteigert werden sollen, auszuwählen und anzukaufen. Was hindert Dich, mit uns diese Route zu wählen und über Ostende oder Calais nach London zu reisen?"

Walter dachte einen Augenblick nach und schlug dann in die dargereichte Hand seines Freundes.

„Topp, ich fahre mit nach Brüssel, etwas früher oder später wird nichts ausmachen, da man nicht ohne mich die Anker lichten wird."

„Schade, daß Sie nicht auf mich warten können, Doktor!" meinte der Engländer, „es würde mir ein besonderes Vergnügen machen, Sie in London umherzuführen, zumal Sie noch nicht dort waren."

„Nein, ich war noch nie in Ihrer Riesenstadt, Sir Ashton!" erwiderte Walter, „und bedaure es ebenfalls, Ihre Begleitung entbehren zu müssen, denke aber, mich bei meiner Ankunft direct nach dem Hafen zu begeben, um mein Schiff aufzusuchen."

„Wie heißt es?"

„Der rothe Stern."

„Ah, das Schiff ist gut, fährt je nachdem unter Segel und Dampf, den Capitän Shanning kenne ich genau, ist ein tüchtiger Seemann," rief Sir Ashton eifrig. „Ich weiß jetzt Bescheid, eine gelehrte Expedition, die keinenfalls vor drei bis vier Jahren zurückkehren wird. Sie gehen als Arzt mit, Doktor? Nun, möge der „rothe Stern" Sie glücklich wieder heimwärts tragen."

Er füllte rasch die Gläser und hell klangen sie zusammen auf die glückliche Fahrt des „Red Star", wie der Engländer betonte.

Man schwieg eine Weile, worauf Walter seines Testamentes erwähnte und die beiden Herren bat, am nächsten Tage als seine Zeugen dabei zu fungiren, was sie ihm auch zusagten.

Während die drei jungen Herrn noch längere Zeit in anregender Unterhaltung ihre gegenseitige Zukunft in den verschiedenartigsten Plänen und Lebensaufgaben vorher zu bestimmen suchten, hatte Herr Theophil Zurmühlen in seinem Zimmer eine leise, wie es schien sehr geheime und vertrauliche Unterredung mit einem jungen Manne, dessen hageres Gesicht mit den etwas hervortretenden Augen, die einen flackernden Blick besaßen, keinen sehr empfehlenswerthen Eindruck machte.

„Haben Sie alles genau begriffen, lieber Doktor," schloß der Bankier endlich, „und fühlen Sie sich der nicht sehr leichten Aufgabe gewachsen?"

„Sie dürfen überzeugt sein, Herr Zurmühlen," versetzte der junge Mann mit kriechender Unterwürfigkeit, „daß ich die mir gestellte, immerhin schwierige Aufgabe begriffen habe, und mich derselben vollständig gewachsen fühle. Für die dazu nöthigen Mittel —"

„Sorge ich selbstverständlich," fiel Zurmühlen rasch ein, „doch haben Sie keine Zeit mehr zu verlieren. Sie können mit dem Nachtzuge fahren und sich an Ort und Stelle equipiren. Ordnen Sie alles Nöthige und dann kommen Sie heute Abend um zehn Uhr wieder zu mir, ich werde für Sie zu Hause sein."

„Aber die nothwendigen Papiere —"

„Werden Sie ebenfalls erhalten, nur seien Sie klug und verschwiegen. Vergessen Sie nicht, daß Sie jetzt Ihre Zukunft in der Hand haben."

„Sie können sich ganz fest auf mich verlassen, Herr Zurmühlen, ich werde keinen Augenblick vergessen, was ich Ihnen und mir selber schulde."

„Gut, dann beeilen Sie sich, hier haben Sie Geld, um Rechnungen zu begleichen, den Brief für Sie werde ich gleich schreiben und das Uebrige besorgen. Ich erwarte Sie punkt zehn Uhr."

Als der junge Mann sich entfernt hatte, stand der Bankier einen Augenblick, finster vor sich hinstarrend. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch, um einen wichtigen Brief zu entwerfen, den er erst nach vielen Aenderungen abschrieb, ein Verfahren, das bei Herrn Theophil sonst nicht gebräuchlich war, da er sein Geschäftspersonal besaß und für persönliche Briefe keine Entwürfe gebrauchte.

Ja, dieser Brief war so wichtiger Art, daß er sich, als derselbe endlich geschlossen und adressirt war, den Schweiß von der Stirne trocken mußte.

Pünktlich um die befohlene Stunde stellte sich Dr. Jakobsen, so hieß jener junge Mann, bei Zurmühlen ein und empfing nach einer nochmaligen geheimnißvollen Unterredung den Brief, der dem Bankier so schwer geworden war, sowie ein Päckchen Banknoten, worauf er das Haus verließ und sich sofort nach dem Bahnhof begab.

Sechsunddreißig Stunden später verließen die beiden Künstler mit Walter Siegfried die Stadt, um mit dem Blitzzuge das vorerst gemeinsame Ziel, die belgische Hauptstadt Brüssel, so rasch als möglich zu erreichen, von wo aus Walter alsdann über Ostende oder Calais seine Reise nach London fortsetzen wollte, ein Plan, der programmmäßig und ohne Unfall ausgeführt wurde. Als der junge Arzt am Morgen nach ihrer Ankunft in Brüssel seine Reise nach Calais fortsetzte, empfingen sie schon am Abend eine Depesche von ihm, worin er ihnen seine Weiterreise über Calais mitgetheilt. Herr Zurmühlen hatte ihm dies beim Abschied als einen Akt der Familien-Zusammengehörigkeit und der Höflichkeit zur Pflicht gemacht.

„Der Welt gegenüber würde es auf uns Beide ein schlechtes Licht werfen, mein Sohn!" hatte der Bankier hinzugefügt, „obwohl ich mir keine Pflichtverletzung gegen Dich habe zu schulden kommen lassen. Ebenso bitte ich, mir von London aus sofort Deine glückliche Ankunft telegraphisch anzuzeigen."

Walter hatte es ihm versprochen, weil er den Grund für hinreichend stichhaltig erachtet, und deshalb auch sein Wort gewissenhaft gehalten.

„Ich rieth ihm, über Ostende zu gehen," erklärte Zurmühlen einigen Bekannten gegenüber, „ich liebe nun einmal die Canal-Reise nicht und ziehe unter allen Umständen den Seeweg vor. Aber sein Freund Brinken, der in Brüssel große Kunst-Ankäufe für einen englischen Mäcen zu machen hat, lockte ihn mit sich. Nun, Sie wissen ja, man nennt die beiden Oreft und Pylades, sie waren schon als Knaben unzertrennliche Freunde."

Der liebenswürdige Stiefvater mochte dann auch im Bekanntenkreise Walters Ankunft in London bekannt, während die Zeitungen die [illegible] „rothen Sterns" meldeten mit der kleinen Stammesliste der gelehrten Passagiere, sowie des Capitäns und des Schiffs-Arztes Dr. Walter Siegfried, der hauptsächlich des wissenschaftlichen Zwecks halber sich der Expedition als Arzt angeschlossen habe; die vaterstädtischen Blätter meldeten, daß der junge Dr. Siegfried Vermögen genug besitze, um eine solche Anstellung entbehren zu können. Natürlich hatte Herr Theophil Zurmühlen diese Berichtigung veranlaßt, um keine falschen Vorstellungen im Publikum aufkommen zu lassen und seinem Hochmuth eine Concession zu machen.

Auch Leo Brinken hatte diese Draht-Nachricht von Walter mit der Vertröstung auf einen späteren Brief erhalten, ein Versprechen, das jedoch nicht erfüllt wurde zur größten Verwunderung des jungen Künstlers, der allgemach, als Wochen und Monate vergangen waren, ohne eine Nachricht von Walter gebracht zu haben, unruhig wurde und bei Herrn Zurmühlen durch den Bankier Vogel anfragen ließ. Doch hatte auch dieser weder einen Brief noch eine sonstige directe Mittheilung von seinem Stiefsohn erhalten, konnte aber die tröstliche Mittheilung machen, daß laut einer Londoner Depesche der „rothe Stern" seinen vorgezeichneten Kurs verfolge und an Bord Alles wohl sei. Wo das Schiff sich augenscheinlich befinde, wisse Niemand, doch sei ein englisches Segelschiff ihm auf hoher See begegnet und habe diese Nachricht nach London gebracht.

Aus Wochen und Monaten wurden aber Jahre, ohne einen Brief von Walter Siegfried zu bringen, der „rothe Stern" schien verschollen zu sein, bis das „Gelehrtenschiff", wie man es nannte, plötzlich von Osten her ein Lebenszeichen von sich gab und nach einem Monat mit vollem Dampf in den Londoner Hafen einlief.

„Alles wohl an Bord bis auf unsern Schiffs-Arzt, Dr. Siegfried, der leider noch schließlich in Indien dem Attentat eines Eingeborenen zum Opfer gefallen ist. Seine Leiche war ganz unkenntlich, wir begruben ihn auf dem englischen Friedhof und setzten ihm ein einfaches Denkmal. Von weiteren Unfällen blieb unsere Expedition, die eine reiche, wissenschaftliche Ausbeute nach England zurückbringt, verschont." (F. f.)

von allen Tanten und Basen abküssen zu lassen. Aber er war ja ein Künstlerkind, was muß ein solches sich nicht alles gefallen lassen!

Seine Mutter ist die berühmte Sängerin Madame Jeanette de Prevost, sein Vater der noch berühmtere Geigenvirtuose Robert de Prevost. Als dritter Stern sollte sich zu dieser leuchtenden Trias am Künstlerhimmel Marcel de Prevost, das Künstlerkind, gesellen. Das war der Traum der Eltern. Er schien der Erfüllung nahe. Heute Abend sollte das siebenjährige Wunderkind sein Debut feiern. Mit Angst und Bangen, und doch bebend vor seliger Hoffnung, harrten Mutter und Vater dem ersten Auftreten ihres Kindes entgegen. Zudem sollte der Abend eine große Einnahme liefern, um es den Eltern zu ermöglichen, dem Künstlerkinde die ersten Lehrer im Pianospiel und in der Kompositation zu halten. Die Billete waren denn auch schon am Vormittag zu zwei Drittel verkauft, und nun nahte die verhängnißvolle, entscheidende Stunde.

Marcel wurde bald wieder in die Stube gerufen und nun festlich gekleidet. Ein schwarzer Sammetanzug mit einem weißen Matrosenkragen von echten Spitzen hüllte seine zarte Gestalt ein. Der Knabe sah zum Erschrecken blaß aus, nur auf seinen Backen brannten zwei dunkelrothe Flecken. „Es ist die Aufregung", sagte die Mutter, welche den Knaben ängstlich betrachtete.

Nun ging es hinab zu dem harrenden Wagen, welcher die Künstlerfamilie zu dem Conzerthaus bringen sollte.

Der Saal war bis auf den letzten Platz angefüllt. Nach einigen vorangegangenen Nummern tritt das Künstlerkind auf. Mit athemloser Spannung wird sein Erscheinen erwartet. Da tritt er aus der Seitenthüre — und macht seine einstudirte Verbeugung. Ein lautes Händeklatschen des gesammten Publikums durchbrauste den Saal.

Marcel nimmt Platz, und nachdem Alles ruhig geworden, spielte er seine drei Nummern ohne Fehl, mit Verständniß, Gefühl und staunenswerther Geläufigkeit. Seine Mama sitzt an seiner Seite und spricht ihm Muth zu. Marcels Herzchen klopft zum Zerspringen, Doch Alles geht gut. Nach dem letzten Stück, der Mondscheinsonate, erfüllte donnerndes Bravorufen den Saal. Die Damen warfen ihm ihre Blumen zu, Kränze und Bouquets wurden ihm von allen Seiten gerecht. Man umringte den Knaben. Einige Damen in kostbarsten Toiletten wollten ihn küssen.

Marcel, ganz erschrocken, machte nach Kinderart Miene, in Weinen auszubrechen, als der überglückliche Papa ihn schnell hinaustrug und ihm eine Erfrischung bot. Der Knabe trank hastig ein Glas Wasser und bat, nach Hause geführt zu werden.

„Gleich, mein Kind", sagte der Vater, „aber wir müssen noch einmal hinein, man ruft Dich, es wäre unhöflich, nicht hinein zu gehen nach diesem großartigen Applaus und den herrlichen Blumenspenden!"

„So gehe Du, lieber Papa, laß mich hier, ich habe so sehr Kopfschmerz und mir ist so kalt, so kalt!"

Doch der Papa gibt nicht nach, Marcel muß wieder in den Saal, obschon er nichts mehr vor seinen Augen erkennen kann und Alles sich um ihn wie im Wirbelwind zu drehen scheint.

An der Hand des Vaters hielt er sich mühsam aufrecht und, ohne mehr zu wissen, was geschah, ließ er den erneuten Beifallssturm über sich ergehen. Kalter Schweiß bedeckte seine Stirne, die Augen waren geschlossen, er hielt sich nicht mehr aufrecht auf den schwachen Füßen.

Erschrocken trug der Vater den ohnmächtigen Knaben in den Wagen, und fort ging es, nach Hause. Ein anderer Wagen brachte die Kränze und Blumen nach, doch der kleine Künstler sah nichts von allem.

Er lag bald in wilden Fieberphantasien in seinem Bette und mit größter Besorgniß standen die Eltern neben dem krank n Sterling und lauschten gespannt seinen unruhigen Athemzügen.

* * *

Und es ward Nacht. Gnadenlose, schaurige Nacht. Mit dem Heulen des draußen tobenden Märzwindes vereinigte sich das Stöhnen des im Fieberwahn sich windenden Knaben.

Ueber die Augen der Mutter kommt kein Schlaf. Sie kann nicht, sie will nicht schlafen. Ihr Stolz, ihr Eines, ihr Alles — das Künstlerkind ist in Gefahr, ernstlich zu erkranken. Der Arzt hatte bedenklich den Kopf geschüttelt: „Gefährliche Gehirnentzündung", hatte er gesagt, „Möglichkeit eines Gehirnschlages nicht ausgeschlossen." Sie küßt mit Eis dessen heiße Stirne. Sie küßt ihm unter Thränen die bebenden Lippen.

„Mama, ich kann nicht mehr, ich bin so müde, so matt . . . bitte, bitte, laß' mich hinaus, laß' mich auf die Straße, laß' mich spielen mit den Kindern! . . . . O, wie das lärmt und tobt! . . . Mama, mein Kopf! . . . O weh, jetzt kommt das Finale! Wenn ich es nur richtig spiele! Hab' ich's gut gemacht, Mama? . . . . Bitte, Papa, führ' mich fort von hier nach Hause! . . . Muß ich morgen wieder üben, morgen wie heute und gestern . . . Ja, ja, ich muß üben, immer üben . . . . ich bin ja ein Künstlerkind!"

So phantasirt der Knabe, und die Mutter hört es und küßt ihn immer wieder, und dann weint sie still in sich hinein.

Das Fieber wird immer heftiger. Der Knabe schüttelt sich abwechselnd vor Frost und Hitze. Die Mutter muß ihn mit Gewalt im Bette halten. Ihre Kräfte reichen nicht mehr aus. Die Augen des Knaben treten aus den Höhlen. Der Blick wird irre und trübe. Der Vater wird herbeigerufen.

Allein, es ist nicht mehr nöthig. Der Kleine ist plötzlich ruhig, ganz ruhig geworden!

„Robert, es ist schon Alles wieder gut! Er schläft", sagte wie erlöst die Mutter.

Und es war wirklich Alles wieder gut. Marcel schläft und braucht nicht mehr zu üben.

Ueber die leblose kleine Gestalt beugen sich laut aufschreiend Mutter und Vater des — Künstlerkindes. („B. B.")

Zum heiligen Herzen Mariä.

O Herz der Himmelskönigin,
Du Spiegel ohne Makel!
Geweiht bist du von Anbeginn
Zu Gottes Tabernakel.

Du hast mit deinem reinen Blut
Das ew'ge Wort bekleidet;
An dir hat jenes Lamm geruht,
Das unter Lilien weidet.

Du senktest tief in Gott dich ein
Mit allen deinen Trieben;
O Mutterherz, du darfst allein
Mit Mutterlieb' ihn lieben.

O Herz, so zart und stark zugleich,
Wie viel hast du gelitten!
Kein Leid ist jenem Schmerze gleich,
Der dich so tief durchschnitten.

Gedenk' in deiner Seligkeit
An mich mit Muttertreue;
Ich habe dir mein Herz geweiht
Und weih' es dir auf's neue.

Nach deinem Bild gestalt' es um
Und schenk' es deinem Sohne,
Damit es sei ein Heiligthum,
Worin er allzeit wohne.

Sinnsprüche.

Da du einst geboren warst ans Licht,
Weintest du; es freuten sich die Deinen.
Lebe so, daß, wenn dein Auge bricht,
Du dich freust, die Menschen aber weinen.

* * *

Eines Witzes Glück hängt nur vom Ohr des Hörers ab und nicht von der Zunge dessen, der ihn macht.

* * *

Ein Kranz ist gar viel leichter binden,
Als ihm ein würdig Haupt zu finden.

* * *

Der Glaube sei des Hauses Wehr,
Die Liebe sei ihm schönste Zierde,
Ein guter Name seins Ehr',
Zufriedenheit die höchste Würde,
Bescheidenheit dien' ihm zum Dach
Und Frömmigkeit zum Fundamente,
Dann bleibt in ihm, trotz Ungemach,
Der Segen Gottes ohne Ende.

Hymne an die Arbeit.

Arbeit! Arbeit! Segensquelle;
Heil und Ehre deiner Kraft,
Die aus Finsterniß die Helle,
Edles aus Gemeinem schafft!
Aus dem Wirken quillt das Rechte,
Aus dem Schaffen keimt das Echte,
Wehe, wenn die That erschlafft!

In der müß'gen Stunde Gähnen
Stirbt das letzte Fünkchen Muth,
Träge in den kranken Venen
Schleicht das böse, schwarze Blut;
Tiefer Gram umwölkt die Stirne,
Wahnsinn brittet im Gehirne,
Bis das Herz im Tode ruht.

Mensch! Was dich auch immer quäle,
Arbeit ist das Zauberwort,
Arbeit ist des Glückes Seele,
Arbeit ist des Friedens Hort!
Deine Pulse schlagen schneller,
Deine Blicke werden heller,
Und dein Herz pocht munter fort!

Völker, laßt das Murren, Klagen
Ueber Götzendienerei;
Wollt ihr einen Götzen schlagen,
Schlagt den Müßiggang entzwei!
Nur die Arbeit kann erretten,
Nur die Arbeit sprengt die Ketten,
Arbeit macht die Völker frei!

Räthselecke.

Trennungsräthsel.

Das Wort getrennt an manchem Ort
Kam Mancher durch's verbund'ne Wort.

Silbenräthsel.

a, a, ber, bern, do, dor, e, e, e, hard, hard, her, li, li, lud, ma, mi, ne, o, ot, ro, the, the, ti, wig.

Aus obigen Silben sind acht Vornamen zu bilden, vier männliche und vier weibliche, die richtig unter einander gestellt, mit ihren Anfangsbuchstaben einen andern Vornamen nennen.

Charade.

Er trug nach einer Eins Verlangen,
D'rum ist er auf die Zwei gegangen.
Und dort lernt kennen er zwei Damen,
Die aus dem schönen Eins-Zwei kamen.
Er machte gleich die Eins mit Macht,
Doch ward er schmählich ausgelacht.

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Lösungen aus voriger Nummer:
Des Bilderräthsels: Extravaganz; des Scherzräthsels: Handel (Hand Elle); des Sinnräthsels: Todt.

Lustige Ecke.

Begreiflich. Edua: „Tom versicherte mir gestern, er würde Dir nie ein einziges Wort glauben." Lillian: „Das muß wohl wahr sein, sonst hätte er mir nicht schon fünfmal einen Heirathsantrag gemacht und sich ebenso oft einen Korb geholt."

* * *

Heimgezahlt. Miß Prim: „Du bist ein gottloser Knabe. Wie kannst Du nur das Nest ausnehmen! Hast Du gar nicht daran gedacht, daß sich die arme Mutter um den Verlust ihrer Eier grämen wird?" Straßenjunge: „Ach, die Mutter macht sich nichts mehr daraus, die sitzt ja schon ausgestopft auf Ihrem Hut."

* * *

Erklärlich. Lilly: „Lebst Du in einer sehr ruhigen Straße?" Willy: „Das könnte ich nicht behaupten. In Chesterstreet wohnen mindestens vier „schmerzlose" Dentisten."

№ 41. Sonntag, den 9. October 1898.

Sonntagsfreude.

Unterhaltungsblatt für das christliche Volk.

Verantwortlich: Chefredacteur A. Cappallo in Bochum. — Druck und Verlag der Actiengesellschaft „Märkische Vereinsdruckerei" in Bochum.

Die sieben Schmerzen Unserer Lieben Frau.

1.

Ach, wie traurig, ach, wie schaurig
Lautet, was der Greis dich lehrt:
Christi Leiden wird durchschneiden
Deine Seele wie ein Schwert!
Dich umfangen Angst und Bangen
Bei den Worten Simeons;
Sie versenken all' dein Denken
In das Leiden deines Sohn's.

Nagen Schmerzen mir am Herzen
Sinkt der Muth im harten Streit,
Seufzt die Seele, daß ihr fehle
Kraft und Trost in Kreuz und Leid:
Denn, o Mutter, liebste Mutter,
Laß mich flieh'n in deine Hut;
Zu mir wende dich und spende
Meiner Seele neuen Muth.

2.

Ach, viel Meilen mußt du eilen
Mit dem Kind in fremdes Land,
Mußt es bergen vor den Schergen,
Die Herodes ausgesandt;
Unter Heiden mußt du leiden
Harte Noth und bittern Hohn;
Unter Mühen mußt du ziehen
In die Heimath mit dem Sohn.

Feinde streben nach dem Leben
Meiner Seele immerdar,
Mich umringen tausend Schlingen,
Allerorten droht Gefahr:
Mutter, schütze, Mutter stütze
Doch dein Kind, bevor es fällt;
Steh' im Streite mir zur Seite
Wider Satan, Fleisch und Welt.

3.

Ach, wie bange, ach, wie lange
Hast du deinen Sohn vermißt,
Der du: Sonne, der die Wonne
Deines Mutterherzens ist!
Wehklagend nach ihm fragend,
Suchst du sonder Ruh und Rast
Den verlornen Eingebornen,
Bis du ihn gefunden hast.

Hilf mir Schwachen allzeit wachen,
Daß ich Jesum nie verlier';
Voll Erbarmen hilf mir Armen,
Wenn die Sünd' ihn trennt von mir,
Daß ich klage alle Tage,
Bis mein Flehen Jesum rührt,
Und die Reue mich auf's neue
In die Arme Gottes führt.

4.

Ach, verhöhnet, dorngekrönet
Trägt das Kreuz der Schmerzensmann;
Dich, geliebte, tiefbetrübte
Mutter, blickt er zärtlich an!
O, wie schneiden seine Leiden
Tief in's Herz dir wie ein Schwert!
Er muß sehen deine Wehen:
Ach, wie dies sein Leid vermehrt!

O, verehre eine Zähre
Mir aus deiner Thränenfluth,
Daß ich meine Schuld bereue
Und entgeh' der Höllenglut!
Hilf, o Mutter, liebste Mutter,
Wenn die Hand des Herrn mich schlägt;
Hilf mir tragen alle Plagen,
Die mein Gott mir auferlegt.

5.

Ach, voll Grauen mußt du schauen
Deines Sohnes Schmach und Qual!
Weinend, schmachtend, ihn betrachtend,
Stehst du bei dem Marterpfahl:
Ach, sein Leiden, Blut und Scheiden
Senkt dich in ein Trauermeer;
In dem Meere stehst du, hehre
Königin der Märtyrer!

Mutter, spende mir am Ende
Deinen Trost, ich bitte dich!
Dann erquicke mit dem Blicke
Deines milden Auges mich;
Sieg' dem Sohne: O, verschone
Mir zu Liebe dies mein Kind,
Laß es fahren zu den Scharen,
Die an deinem Throne sind!

6.

Ach, als bleiche, kalte Leiche
Liegt dein Sohn auf deinem Schooß!
Ihn umklammernd, rufst du jammernd:
Engel, kommt, beweint mein Loos!
Menschenkinder, weint nicht minder·
Seht, was litt mein Sohn für euch!
Kinder, sehet und gestehet,
Daß kein Schmerz dem meinen gleich!

O geliebte, tiefbetrübte
Mutter, ich beklage dich!
Ach, in meinen Todespeinen
Bitte deinen Sohn für mich,
Daß ich seinen Leib mit reinem
Herzen in dem Sakrament
Voll Verlangen mög' empfangen,
Eh' sich Leib und Seele trennt.

7.

Ach, helft klagen, seht sie tragen
Meinen lieben Sohn in's Grab,
Der die Erde durch sein Werde
Schuf und euch den Odem gab,
Der sein Leben hingegeben,
Daß ihr glorreich aufersteht:
Lobt in Wehmuth seine Demuth,
Die nicht Kreuz noch Grab verschmäht!

Hilf, o Mutter, liebste Mutter,
Wenn mein Leib im Grabe ruht;
Daß die Seele, rein von Fehle,
Ruh' in Gott, dem höchsten Gut!
Mutter, flehe, daß ich sehe
Deinen Sohn, das Licht vom Licht!
Mutter, flehe, daß ich stehe
Ihm zur Rechten im Gericht!

⊙ Betrachtung für den 19. Sonntag nach Pfingsten.

Epistel des heiligen Paulus an die Epheser IV. 23—28.

Brüder! Erneuert euch im Geiste eures Gemüthes, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott erschaffen ist, in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit. Darum leget ab die Lüge, redet Wahrheit ein Jeder mit seinem Nächsten; denn wir sind Glieder unter einander. Zürnet ihr, so sündiget nicht; die Sonne gehe nicht unter über eurem Zorne. Gebet nicht Raum dem Teufel! Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr, und wirke mit seinen Händen Gutes, damit er habe, um dem, der Mangel leidet, mitzutheilen.

Die Ermahnung des hl. Paulus an die Epheser, „sich im Geiste des Gemüthes zu erneuern", das heißt den alten Menschen abzulegen und den neuen anzuziehen, geht uns sowohl, wie die Epheser an. Denn wer als ein Christ gottgefällig leben und sich der ewigen Seligkeit theilhaftig machen will, muß sich nach allen Kräften bestreben, alle sündhaften Gewohnheiten abzulegen. Es darf nicht mehr von uns heißen, wie das Sprichwort sagt: „Er ist noch der Alte". Er ist noch der alte Lügner, er ist noch der alte Betrüger, Flucher, Trunkenbold, usw. Nein, lieber Leser, wer sich sichere Hoffnung auf die ewige Seligkeit machen will, der muß sich alle Mühe geben, gerecht und heilig zu leben und alles Böse mit der Wurzel aus dem Herzen auszurotten und täglich frommer zu werden. „Wer gerecht ist, werde noch gerechter, wer heilig ist, werde noch heiliger".

Die heutige Epistel sagt, daß der neue Mensch „nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit". Demnach ist der neue Mensch, der angezogen werden soll, erstens ein nach Gott geschaffener, zweitens ein nach Gott in Gerechtigkeit geschaffener, drittens ein nach Gott in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit geschaffener. Der neue Mensch ist erstens ein nach Gott geschaffener. Nun ist Gott Geist; darum vergiß es nicht, neuer Mensch! daß du dem Fleische nach der alte Mensch bist und nur, wenn der geistige Mensch in dir herrscht, auch der neue, nach Gott geschaffene in dir vorhanden ist. O Mensch! verliere den Blick auf den Ewigen nicht. Nicht nach dem Bilde der Vergänglichkeit bist du geschaffen, sondern nach dem Bilde des Ewigen. Für einen, den der Ewige für die Ewigkeit geschaffen, ziemen sich auch nur Thaten für die Ewigkeit; Thaten aber für die Ewigkeit sind die Tugenden; ferner sind auch die Sünden Thaten für die Ewigkeit; durch die sündhaften Thaten aber wird die ewige Seligkeit verscherzt. Du bist nach Gott erschaffen, neuer Mensch! So sei denn auch in allen deinen guten Entschlüssen wie dein Gott weise, in der Ausführung derselben wie dein Gott unveränderlich, bei allem Guten wie dein Gott gegenwärtig.

Der neue Mensch ist zweitens ein nach Gott in Gerechtigkeit geschaffener. Was dies heißt, empfindet und weiß besonders jener, der die Qualen, Gewissensbisse und Täuschungen der Ungerechtigkeit und Sünde empfunden und sich zum Bewußtsein gebracht hat. Wie die nach schwülen und heißen Tagen angefrischte und neubelebte Natur, lebt ein solches aus der Ungerechtigkeit in die Gerechtigkeit umgeschaffenes Gemüth wieder auf; wo Tod war, ist jetzt Leben; wo die Hölle gebot, gebietet jetzt der Himmel und es regt sich in dem nach Gott in Gerechtigkeit geschaffenen neuen Menschen eben die ganze Gerechtigkeit, aller Anfang zu aller Tugend, Kraft und Stärke zur Uebung und Vollendung alles Guten. O gerechtfertigter Mensch, schaue auf deinen Herzensacker, jäte, wenn du kannst, die Segnungen Gottes, die ihn beschienen, bethauten, befruchteten, und du wirst nur dich anzuklagen haben, daß ungeachtet aller Erneuerung von Seiten Gottes dein alter Mensch jene tausend und tausend Blüthen und Früchte verhindert, deren Samen die göttliche Gnade in dich gelegt. O Christ, da dir eine Verantwortung bevorsteht, vergiß es nicht, daß neben den unzähligen Samenkörnern der Gerechtigkeit, d. i. aller Tugenden der üppige Wuchs des Unkrautes deiner Ungerechtigkeit, d. i. deiner vielen Sünden keineswegs geeignet ist, dein Gericht zu erleichtern. Bist du indeß ein neuer Mensch durch die Buße geworden, so verklärе diesen neuen Menschen noch durch die Gerechtigkeit und drittens durch die wahrhafte Heiligkeit. „Wahrhafte Heiligkeit" sagt der Apostel. Er will also eine völlig ungeheuchelte Heiligkeit, eine nur wegen Gott und für Gott gepflogene Heiligkeit, denn eine er-

künstelte und erheuchelte, eine theilweise und launenhafte — das ist die Heiligkeit des alten und gewöhnlichen Menschen; der neue Mensch aber darf Nichts mehr vom alten Sauerteig an sich haben, sonst ist er ja nicht nach Gott geschaffen. Was ist denn nun die wahrhafte Heiligkeit? Sie ist jenes Streben, wodurch der Mensch an Erkenntniß, Festigkeit und Lebendigkeit seines Glaubens, an Unerschütterlichkeit seiner Hoffnung, an Innigkeit, Thatkraft und Heldenmüthigkeit der Liebe, an Trost und Ergebung im Leben und im Tode immer mehr gewinnt. Diesem neuen, in Gerechtigkeit und Heiligkeit sich vollendenden Menschen steht nun der alte in Unheiligkeit immer mehr versinkende Mensch gegenüber, der seine Geisteskräfte nur zu haben scheint, um sie zu mißbrauchen und sie aller göttlichen Verwandtschaft zu berauben. Ach, dächte doch der Unheilige an sein klägliches Ende, er würde wahrlich heute noch den alten Menschen mit Füßen treten. Keiner hat es noch in seiner Sterbestunde bereut, den alten Menschen aus- und den neuen angezogen zu haben; aber wohl haben Hunderte, ja Tausende in ihrem letzten Augenblicke ihre Unheiligkeit verflucht und mit diesem Fluche ihr eigenes Urtheil gesprochen. „Sie haben keine Hoffnung mehr". Welch' furchtbares Wort, welches einst der Apostel gesprochen! O so möge denn ein jeder von uns ein neuer, nach Gott in Gerechtigkeit und wahrhafter Heiligkeit geschaffener Mensch werden! Wir alle sind zu neuen Menschen berufen; laßt uns neu bleiben und dann sind wir auch auserwählt.

Der heilige Dionysius Areopagita, Martyrer.

(† 96.)

Dieser vornehme und hochgelehrte Athener war Mitglied des Areopag, d. i. des obersten Gerichtshofes in Griechenland. Der Völkerapostel Paulus, als er nach Athen kam, predigte auch in Mitte des Areopag, worauf manche, unter ihnen Dionysius, zum Christenthume sich bekehrten. Der hl. Paulus fand an Dionysius einen gelehrigen Schüler, und da derselbe nicht nur die Wahrheiten der gottgeoffenbarten Religion mit Begeisterung annahm, sondern auch in der Nachfolge Christi sich überaus eifrig zeigte, so weihte er ihn zum Bischof und setzte ihn als Oberhirten über Athen. Dionysius predigte nun mit heiliger Freude das Evangelium und bekehrte viele Götzendiener zum wahren Glauben.

Später kam der hl. Bischof nach Rom und erhielt von Papst Clemens den Auftrag, als Missionär nach Gallien zu gehen. Als Gefährten des apostolischen Amtes begleiteten ihn dorthin der hl. Priester Rusticus und der hl. Diacon Eleutherius. Dionysius schlug seinen bischöflichen Sitz in Paris auf und verkündete den Bewohnern der Seine-Ufer den hl. Glauben. Der heidnische Statthalter Fescenninus aber ließ ihn und seine Genossen ergreifen und suchte sie durch viele Martern zum Abfalle von Christus zu bringen; da aber ihr standhafter Glaube über jeden Schmerz triumphirte, ließ er die heiligen Bekenner endlich enthaupten.

Eine uralte Ueberlieferung sagt, Dionysius habe sich nach der Enthauptung wieder aufgerichtet, das abgeschlagene Haupt in die Hände genommen und es unter Engelgesange zweitausend Schritte weit fortgetragen, bis an den Ort, wo später die nach ihm genannte Abtei St. Denis erbaut wurde, welche die Könige von Frankreich zur Grabstätte erwählten.

Der hl. Dionysius war einst nach seiner Bekehrung von Athen nach Jerusalem gereist, um die hl. Stätten zu besuchen und die allerseligste Jungfrau Maria sowie die dort wohnenden Jünger des Herrn zu sehen. Er bezeugte nachher von der erhabenen Himmelskönigin, daß er sie wegen ihrer Schönheit und Majestät als eine Göttin angebetet hätte, wenn er nicht durch den Glauben versichert gewesen wäre, daß es nur einen einzigen Gott gebe.

Kirchliches.

* In dem **Hirtenbrief**, den der am Donnerstag consecrirte und feierlich inthronisirte Erzbischof **Thomas** von Freiburg anläßlich seines Amtsantritts erlassen hat, heißt es:

„Es gibt Zeiten ruhiger Entwickelung: da mag die von der Gnade Gottes erleuchtete und unterstützte menschliche Weisheit genügen, um die Gesellschaft in den gewohnten Bahnen weiterzuführen. Es gibt aber auch Zeiten großer Umwälzungen, wo alle Verhältnisse schwanken und neue Gestalt zu gewinnen suchen, Zeiten, in welchen die menschlichen Leidenschaften alle Zügel verloren haben und die Welt ins Verderben zu stürzen drohen, und in solchen Zeiten kann nur ein außerordentliches Eingreifen Gottes die Menschheit retten. Ich habe die feste Ueberzeugung: Gott will und Gott wird sich unser in besonderer Weise annehmen, und gerade, um uns dessen zu versichern, um uns so recht innig an sich zu ziehen, ließ er die Ereignisse bei der Besetzung des erzbischöflichen Stuhles sich so gestalten, wie wir sie erlebt haben. Unsere Zeit ist ernst und wird immer ernster. Die Religion, die Anerkennung und Verehrung Gottes ist thatsächlich in weiten Kreisen bereits Privatsache geworden. Viele öffentlichen Einrichtungen werden mehr und mehr confessionslos und daher auch religionslos. Immer weiter greift der Unglaube um sich, und Zweifelsucht beherrscht die Geister. Die sogenannte Wissenschaft, die nur forscht, wie man die Welt ohne Gott erkläre und ohne Gott in ihr leben kann, die darum nur „Fragen" kennt, welche nie eine genügende Antwort finden, sucht — und zwar bei Ungezählten mit Erfolg — an die Stelle der unwandelbaren von der göttlichen Weisheit uns geoffenbarten Glaubenswahrheit zu treten. Man will den Menschen ein Paradies auf Erden bereiten, während uns doch Gott in Wirklichkeit für ein ewiges Glück geschaffen hat, dessen Genuß erst durch die Leiden und Opfer des Erdenlebens verdient werden muß. Man spricht so viel von Liebe, und doch sind kalter Stolz und herzlose Selbstsucht fast die einzig treibenden Kräfte in vielen Kreisen der heutigen menschlichen Gesellschaft. Mit einem Wort: Die Anzeichen mehren sich, daß wir einem neuen Heidenthum entgegeneilen. Und wie es Aufgabe der Apostel war, das alte Heidenthum zu überwinden und zu bekehren, so ist es heute Aufgabe der Bischöfe, dem neuen Heidenthum zu wehren und christlichen Glauben und christliches Leben der Welt zu erhalten . . . Aber, so frage ich mich selbst, solltest denn Du, der Du so gering und unwürdig bist, das von Gott hierzu auserwählte Werkzeug sein, während doch so viele andere durch Wissenschaft und Tugend Dich übertreffende Priester zuerst berufen scheinen? Doch gerade dies, so sehr es mich demüthigt, tröstet mich auch wieder und läßt mich hoffen, daß Gottes Wille mich an diese erhabene Stelle berufen hat. Ich wurde gewählt ohne all mein Zuthun, gegen meine Erwartung und Wünsche und zwar von jenen, in deren Hand Gott die rechtmäßige Wahl gelegt hat. Und wir alle wissen, daß Gott so gerne das Niedrige und Geringe benützt, um Großes zu vollbringen, daß er gerade zu seinen Aposteln unbekannte und vor der Welt verachtete Männer sich auserkoren. So komme ich denn zu Euch wie David, den Gott von der Herde hinweg zur Leitung seines Volkes gerufen hat . . . Für alles Gute, das ich mit Gottes Beistand unter Euch zu wirken hoffe, schenke ich Gott allein die Ehre; für mich will ich gerne behalten alle Schmach und Verdemüthigung, die heute mit dem bischöflichen Amte verbunden sind; für Euch aber nehme ich willig und muthig das Kreuz und die Dornenkrone auf mich, um sie vereinigt mit Jesus zu tragen, so lange Gott will."

† Die Einweihung der neuen Herz Jesu-Kirche in Berlin soll nunmehr am Dienstag, den 25. October, dem Feste der seligen Margarethe Maria Alacoque, durch den Hochwürdigsten Fürstbischöflichen Delegaten, Herrn Propst Neuber, stattfinden. Hiermit wird in der Beseitigung der Berliner Kirchennoth wiederum ein bedeutsamer Schritt gethan. Mit besonderer Freude sieht deshalb die Herz Jesu-Gemeinde diesem Tage entgegen, an dem ihr vergönnt sein wird, die jetzige unzureichende Kapelle mit einer schönen geräumigen Kirche zu vertauschen. Trotz der großen Opferwilligkeit, die sich bei diesem Kirchenneubau seitens der Gemeinde und der Glaubensgenossen im Reiche in seltener Weise bethätigt hat, wird indeß dem Bauherrn noch eine bedeutende Schuldenlast verbleiben, und auch zur inneren Ausschmückung des Gotteshauses fehlt noch nahezu alles. Denn von den Grundschuldbriefen, die in einer Höhe von 200,000 Mark ausgegeben werden sollten und der größten Noth zu steuern bestimmt waren, hat leider nur die Hälfte abgesetzt werden können, so daß die Freude der Gemeinde und ihres Pfarrers über die bevorstehende Einweihung der Kirche durch die fortgesetzte Nothlage getrübt und beeinträchtigt wird. Wer also dem hl. Herzen Jesu zu Liebe noch etwas für die Herz Jesu-Kirche in Berlin thun will — durch Einsendung einer Gabe oder Entnahme von Grundschuldbriefen —, der thue es bald: das hl. Herz Jesu wird sicherlich nichts unbelohnt lassen. Zur Entgegennahme von Gaben ist Herr Pfarrer Alesch in Berlin N., Fehrbellinerstraße 99 und die Expedition der Zeitung bereit.

[7

Der alte Nachtwächter.

Aus dem Holländischen des H. A. Banning.
Uebersetzt von
L. von Heemsteede.

(Nachdruck verboten.)

Rasch oder nicht; aber es ist wahr, das ist es!" sagte Steffen, der ein wenig in Eifer gerieth; „alle Menschen haben nicht die nämliche Natur, noch lange nicht! Wenn Du ihr mit einem Gesicht, wie Du jetzt machst, ein paar Thaler zuwürfest, sie würde sie vielleicht mit Füßen treten, selbst wenn sie Hunger litte; aber mit einem guten Wort kann man alles von ihr erlangen, das kann man! Auch sieht sie jetzt ein, daß Gottes Erbarmen sie vor einer schrecklichen Sünde bewahrt hat; sie ist zur Einkehr gekommen! Der Herr Pfarrer hat mir gesagt, daß er noch selten eine so aufrichtige Reue gefunden hat, das hat er! Du hättest nur mal sehen müssen, wie andächtig Anne-Kathrin diesen Morgen in der Kirche betete; ich war ganz gerührt davon und dankte dem lieben Gott, daß er mich zu ihrem Retter erwählt hat!"

„Es freut mich, dies zu vernehmen; denn sie hat doch auch eine Seele zu verlieren", sagte Trude, die mehr Theilnahme empfand, als sie wissen wollte, „aber sie wird sich noch manche Feder ausrupfen müssen, ehe alles bei ihr stimmt, und zu allererst muß sie die Hände rühren, um nicht einem andern zur Last zu sein!"

„Sie ist mir nicht zur Last; aber ich möchte ihr gern ein Unterkommen verschaffen, und dabei mußt Du mir helfen. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, denn es geht auf elf; aber wenn Du noch ein wenig aufbleibst, dann komme ich so rasch wieder, als mir möglich, und dann werde ich sagen, was mir am Herzen liegt!"

Muhme Trude nickte mit dem Kopfe und setzte ihre Brille wieder auf, und Steffen begann seinen zweiten Gang.

Als er an der Kajüte vorbeikam, sah er noch Licht. Der kleine Johann schlief, aber die Mutter horchte auf jeden nahenden Schritt. Es war ihr bang zu Muthe, weil ihr Beschützer nicht gekommen war und sie betete mit gefalteten Händen, daß er sie nicht verlassen möge.

Als Steffen zu seiner Schwester zurückkam, war sie noch immer im Lesen vertieft. Er nahm seinen Platz wieder ein, stopfte eine Pfeife und fragte, während er ein Köhlchen zwischen die Zange nahm, um den Tabak anzubrennen: „Wie alt bist Du jetzt, Trude?"

„Ich bin am Himmelfahrtstag sechszig gewesen! Warum fragst Du das so?"

„Ein nettes Alter!" sagte Steffen, ohne ihre eigentliche Frage zu beantworten, „aber man fühlt doch schon, daß man nicht mehr so gut fortkommen kann, als früher!"

„Ich wüßte nicht, weshalb?"

„Ja, das sagst Du wohl, Trude; aber das Senfmahlen und das Laufen von Haus zu Haus, besonders im Winter und bei schlechtem Wetter, wird Dir wohl mal schwer werden!"

„Ja, das will ich nicht leugnen; aber was soll man daran machen?"

„Du müßtest Jemand zu Dir nehmen, der die schwere Arbeit für Dich verrichtete, Trude!"

„Du hast gut reden; das kostet Geld, und wo soll ich Jemand finden, der fleißig ist und die Kunden gut bedient?"

„Mir däucht, daß Anne-Kathrin dafür gerade passen würde!"

Als der Nachtwächter die letzten Worte sprach, blickte er unverwandt ins Feuer. In den letzten Tagen hatte dieser Gedanke ihn fortwährend beschäftigt, und er fühlte, daß die Entscheidung jetzt bevorstand. Trude sah ihn lange an, ohne ein Wort zu erwidern; sie schien eine nähere Erklärung zu erwarten; doch als diese ausblieb, sagte sie endlich: „Es scheint, daß Du mir Anne-Kathrin aufbürden willst, nun sie Dir zur Last wird!"

„Ich habe Dir schon einmal gesagt, daß sie mir nicht zur Last ist, das habe ich", sagte Steffen, „und Du wirst auch keinen Heller Schaden dabei haben! Für den Anfang will ich das Kostgeld für sie bezahlen, und dann kannst Du sehen, was sie Dir werth ist!"

„Du sprichst, als wenn Du ein reicher Mann wärst", sagte Trude mit spöttischem Lächeln.

„Reich bin ich nicht", entgegnete Steffen, „aber das braucht man auch nicht zu sein, um seinen Nächsten zu helfen, wie Du an unserm Pfarrer siehst!"

„Ja, wenn es alle so machten, wie der, würde mancher trockenes Brod essen müssen; er kleidet sich ganz für andere aus!"

„Und ich sage, daß es Niemand etwas angeht, wenn ich mich ganz auskleiden will, das sage ich; denn es ist ausschließlich meine Sache! Daß ich mir ein nettes Sümmchen zusammen gespart habe, das weißt Du auch wohl, und ich kann damit thun, was ich will, und ich werde es auch thun, Niemand hat was dabei zu erinnern!"

„Wer selig will sterben, muß sein Geld dem rechten Manne vererben", sagte Trude, die fühlte, daß sie den Boden unter den Füßen verlor.

„Sehr schön", gab Steffen zur Antwort, „aber ich kann darauf mit dem Spruche dienen: Wer als braver Mensch will leben, muß von dem Seinen der Armuth geben! Wenn ich todt bin, bekommst Du alles, was ich habe, dafür habe ich gesorgt, das habe ich; aber so lange ich lebe, bin ich Herr darüber, und wenn Du mir nicht helfen willst, Anne-Kathrin zu versorgen, werde ich mich nach anderen Mitteln umsehen, das werde ich!"

„Thue nur, was Du nicht lassen kannst", entgegnete Trude bissig, „was geht mich die Anne-Kathrin mit ihrem Kinde an!"

„Trude!" rief der Nachtwächter, und seine Augen funkelten vor Entrüstung.

„Was soll's?" fragte die Alte.

„Hast Du nie davon gehört, wie eines Tages — es ist schon lange her, das ist es — eine arme Frau mit einem Knaben von elf Jahren und einem Mädchen auf dem Wege nach Jütfaas vor Hunger sterbend gefunden wurde? Wenn sich damals keiner der Frau erbarmt hätte, was würde dann aus uns geworden sein?"

Muhme Trude gab keine Antwort.

„Die Leute hätten damals auch sagen können! Was geht uns die Frau und die Kinder an? aber sie haben das nicht gethan, sie haben sich unser erbarmt, sie haben Mutter geholfen, und ich hoffe, daß der liebe Gott sie dafür im Himmel belohnt haben wird, das hoffe ich!"

Steffen starrte ins Feuer; doch Trude schien nicht willens, ihm eine Antwort zu geben, denn sie setzte die Brille auf und begann wieder in den „Haymonskindern" zu lesen. Der alte Nachtwächter wußte vielleicht noch nicht, daß die Frauen nicht gewohnt sind, eine Festung zu übergeben, ehe sie all ihr Pulver und Blei verschossen haben.

„Mutter war eine brave Frau, das war sie", so begann der alte Mann wieder, „und auch eine dankbare Frau! So lange sie lebte, mußten wir jeden Morgen und jeden Abend für unsere Wohlthäter beten, dessen erinnerst Du Dich ja noch wohl, nicht wahr, Trude?"

Die Angeredete nickte eben mit dem Kopfe; aber sie fuhr zu lesen fort.

„Als die Mutter auf ihrem Sterbebette lag, hat sie uns noch einmal ermahnt, daß wir nie fühllos sein sollen beim Leiden anderer; daß wir nimmer vergessen sollten, wie unglücklich wir gewesen, wenn wir andere in Noth sähen. Dessen wirst Du Dich wohl auch noch erinnern, nicht wahr, Trude?"

Muhme Trude nickte wieder bestätigend.

„Alles, was wir geworden sind, alles, was wir besitzen, haben wir den Menschen zu verdanken, die nicht sehen konnten, daß eine Mutter mit ihren Kindern vor Hunger umkam", fuhr Steffen fort; „wir würden schlecht handeln, wenn wir das je vergäßen, das würden wir!"

„Wenn alle Menschen so arbeiten wie wir, würde keiner belästigt werden", murrte Trude.

„Das sind böse Worte, Schwester!" sagte Steffen feierlich. „Es steht geschrieben, daß wir vergebens säen und pflanzen, wenn Gott kein Wachsthum gibt. Wir haben uns ehrlich geplagt, das ist wahr; aber wenn Gott unsere Arbeit nicht gesegnet hätte, wie Du Anna-Kathrin mit ihrem Kinde verstoßen willst, wären wir vielleicht jämmerlich zu Grunde gegangen!"

„Aber ich kann doch unmöglich ein kleines Kind in das Haus nehmen?" rief Trude.

„Warum nicht?" entgegnete Steffen rasch, als er sah, daß er Feld zu gewinnen begann; „ein Haus ohne Kinder ist wie ein Garten ohne Blumen, wie ein Heerd ohne Feuer! Du bist immer mit den „vier Haymonskindern" beschäftigt; aber ich möchte doch viel lieber vier leibhaftige Kinder um mich haben, das möchte ich! Wenn das junge Völkchen spielt und lärmt, dann ist es mir immer, als wenn die Sonne heller scheint und der Kaffee besser schmeckt! Ist das bei Dir nicht auch so, Trude?"

„Daran habe ich nie gedacht", entgegnete diese.

„Nun, versuche es denn nur einmal, Du wirst sehen, daß ich Recht habe, das wirst Du! Wenn ich die unschuldigen kleinen Geschöpfe laut lachen und scherzen höre, dann denke ich immer: da drinnen ist noch nichts gebrochen, oder zerrissen oder zerstört; das Lachen ist süß wie Zucker, und es kann nur Glück bringen, wenn man solche blanke Seelen um sich herum hat, und der liebe Gott wird uns viel durch die Finger sehen, das wird er, wenn wir uns der armen, unschuldigen Kinder annehmen!"

Trude gab keine Antwort.

„Komm, lasse die vier Haymonskinder jetzt nur ruhen, sie brauchen keiner Pflege mehr", fuhr Steffen kühner fort; „wenn wir die Hände zusammenthun, können wir eine Mutter und ihr Kind vor Armuth und vor schlimmeren Dingen bewahren. Anna-Kathrin hat kräftige Arme am Leibe, das hat sie, und ich stehe dafür ein, daß sie sie gebrauchen wird. Für Kostgeld werde ich sorgen, so lange es nöthig ist, und glaube nur nicht, daß alles aus meinem Sack kommt; es gibt wohl noch andere Leute, die mithelfen wollen, wenn Du meinen Vorschlag nur annimmst; denn Anna-Kathrin muß ein Unterkommen haben!"

„Der Pfarrer ist gewiß wieder dabei", sagte Trude.

„Der Pfarrer würde gewiß wieder mehr thun, als er kann; aber Hanna hat mir gesagt, daß ich nichts von ihm annehmen dürfe; sie wolle mir schon beispringen, wenn es Noth thue!"

„Hanna!" rief Trude erstaunt.

„Ja, Hanna!" bestätigte Steffen, „oder meinst Du, daß sie auch kein Herz im Leibe hat?"

„Trude", sagte Steffen, „Du kannst jede Woche auf einen Thaler rechnen; aber dann mußt Du den Pfarrer in Ruhe lassen, denn der bringt sich selbst noch an den Bettelstab! Du wirst also keinen Schaden dabei haben, — und wer weiß, wie fröhlich es hier werden wird, denn Du hast hier doch ein gar einsames Leben, das hast Du!"

„Und wenn Johann zurückkäme?" fragte Trude, immer noch zögernd und unentschlossen.

„Dann werden wir mit dem Pfarrer das Weitere überlegen", erwiderte Steffen erwartungsvoll.

Es schien Muhme Trude sehr unangenehm, daß „Pfarrers Hanna", die sie nie so recht hatte leiden mögen, sie an Großmuth übertraf; außerdem lag ihr auch viel daran, mit ihrem Bruder auf gutem Fuß zu bleiben, und so gab sie endlich halb mürrisch nach.

Als der Nachtwächter aufstand, schien er viel jünger geworden zu sein; er reichte seiner Schwester die Hand und sagte: „Trude, Mutter braucht sich im Himmel unser nicht zu schämen! Wir haben wohl mal einen Strauß miteinander; aber wenn es darauf ankommt, halten wir doch zusammen!"

Gleich darauf hörte man in der Straße wieder den Ruf: „Zwölf schlägt die Glock', die Glock' schlägt zwölf!"

Es war Mitternacht, und alles lag in tiefer Ruhe; doch in der alten Kajüte flimmerte noch ein Lichtchen, das hin und her tanzte, aus Mangel an Oel zu erlöschen drohte, und im Herzen der Bewohnerin wurde die Hoffnung immer schwächer, je weiter die Nacht vorrückte. Anne-Kathrin war am Morgen dieses Tages so glücklich gewesen; sie war mit Gott versöhnt und hatte aus dem Gebet die Kraft geschöpft, der bangen Zukunft mit Muth und Vertrauen entgegenzugehen. Der Abend dieses Tages war aber nicht unbewölkt geblieben; denn ihr Retter und Beschützer blieb zum ersten Male aus. Sollte er meinen, daß er nun genug gethan habe, nun er ihr ihren Gott und ihre Ruhe zurückgegeben hatte? Es war ja wahr, daß sie von Gott allein Hilfe erwarten konnte, daß sie ihr Schicksal seinen Händen anvertraut hatte; aber der Mensch bleibt immer Mensch; sie fühlte sich wieder so verlassen, und während sie einen Seufzer zum Himmel sandte, glänzten Thränen in ihren Augen.

Plötzlich richtete sie sich auf; sie hörte Schritte, sie hörte ein bekanntes Hüsteln, und als sie die Thür öffnete, stand der alte Nachtwächter lächelnd vor ihr.

„Warum gehst Du nicht schlafen, Anne-Kathrin?" fragte er.

„Ich habe euch den ganzen Abend nicht gesehen; ich war unruhig und habe zu Gott gebetet, daß er mich nicht verlassen möchte?" entgegnete sie.

„Der Pfarrer hat Recht, wenn er sagt, daß vom Beten und Arbeiten alles kommen muß", bemerkte Steffen, „ich habe gearbeitet, während Du am Beten warst und Gott hat geholfen, das hat er! Gehe jetzt nur ruhig schlafen! Anne-Kathrin, morgen werde ich Dir gute Neuigkeit mittheilen, das werde ich!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Künstlerkind.

Am Piano sitzt ein blondgelockter siebenjähriger Knabe. Mit müden Händchen spielt er das Finale der Mondschein-Sonate von Beethoven.

„Noch einmal, Marcel", mahnt die ihm zur Seite sitzende Dame, die etwa 28 Jahre zählen möchte und mit fieberhaft gerötheten Wangen dem Spiele des Knaben lauschte.

Marcel begann wieder. Bald griff er einen falschen Akkord.

„Kind, Du bringst mich noch in Verzweiflung. Noch einmal von vorne!" kam es erregt von den Lippen der Mutter.

Das Gesicht des Knaben wurde purpurroth, und nur mit Mühe unterdrückte er das Weinen. Der flehende Blick aus den großen blauen Augen schien die Mutter nicht zu rühren. Sie wies nur auf die Stelle, welche repetirt werden mußte.

Marcel repetirte, aber nun mißlang die ganze Stelle. Auf einmal ließ er die Arme sinken und sagte mit schwacher Stimme:

„Ich kann nicht mehr, liebe Mama, mir sind die Finger fast wund vom Spielen, und meine Arme sind wie gelähmt."

Jedoch die Mutter schien auch diese Worte kaum zu hören. „Nur weiter, weiter, Marcel", drängte sie, „sonst werden wir ja gar nicht fertig."

„Ich will aber jetzt nicht mehr spielen", erklärte Marcel, „ich möchte ein wenig ausruhen, oder lieber . . . bitte, liebe Mama, laß mich hinaus zu den Kindern auf die Straße gehen und dort ein bischen herumspringen!"

„Wie unvernünftig Du doch immer sprichst, theures Kind, Du weißt doch, daß wir heute Abend unsern, das heißt, meinen Benefizabend haben. Du mußt mitwirken und von Deinem Spiel hängt der Erfolg des Abends ab. Du weißt doch, daß Du nicht bist wie andere Kinder. Du bist ein Künstlerkind und mußt Deinen Eltern Ehre machen. Also spiele weiter, mein Kind!"

Der Knabe ließ das Köpfchen traurig sinken. Plötzlich seufzte er hoch auf und mit einer neuen Anspannung seines ganzen guten Willens und aller seiner Kräfte begann er das Spiel auf's Neue, und siehe, jetzt ging es ohne Anstoß. Nun erst gab die Mutter mit zufriedenem Lächeln dem Kinde seine Freiheit.

Nur noch zwei Stunden, und das Conzert sollte beginnen. Der arme Marcel! Wo blieb für ihn das fröhliche, sorglose Glück der Kindheit?

Noch nicht fünf Jahre alt, konnte er schon kleine Sonatinen und leichtere Salonstücke spielen. Talent hatte das Kind, das stand fest, es war ja auch ein Künstlerkind, wie seine Eltern ihm nur zu oft sagten. Aber der Knabe hatte auch das Verlangen, hinaus in die freie Natur zu eilen und sich mit den anderen Kindern herumzutollen. Doch das gaben die Eltern nicht zu. Wenn Marcel ausgehen durfte, so geschah es nur an der Hand der Mutter in gemessenem Schritt durch die Straßen und Anlagen der Stadt. Und war der Spaziergang zu Ende, so wurde wieder geübt. Vom Sitze des Klaviers aus konnte Marcel auf der Straße die spielenden, fröhlich jauchzenden Kameraden sehen. Diese hatten flinke Beine und gesunde Wangen, Marcel hingegen sah so zart, so blaß aus. Er war nicht zu beneiden, der arme Schelm, stets die Worte hören zu müssen: „Du bist ein Künstlerkind, und Du mußt einst ein großer Künstler werden und Deinen Eltern Ehre machen". Diese Worte klangen dem Kinde schon beständig in den Ohren wieder, so oft hatte es sie hören müssen.

Marcel hatte schon öfters den Bekannten seiner Eltern seine Kunst zeigen müssen, und wurde dann von Schmeicheleien und Küssen geradezu erstickt. Es erschien dem armen Kinde nicht als Vergnügen, sich